

Strandgut.

Roman von J. von Brun Barnow. (Fortsetzung.)

Der Graf antwortete nicht. Es war ihm unmöglich, auf dieses einfache, offene Bekenntnis, das mit wenigen Worten so unendlich viel verriet, eine allfällige, noch weniger eine gleichgültige Antwort zu geben.

So schritten sie einige Zeit auf dem weichen Dünengrafen schweigend und lautlos neben einander her. Mädel fuhr Mona leicht zusammen, rasche, kräftige Schritte näherten sich ihnen. „Da kommt mein Verlobter von Baden zurück“, sagte sie hastig, verlegen. „Darf ich Sie mit ihm bekannt machen, Herr Graf?“

Unwillkürlich mußte Graf Fabrice an das letzte Gespräch über das seltsame Paar denken und was wohl die „Erklärungen“ zu dieser Situation sagen würden.

Er erklärte dem Aheber, daß er mit Mona eine alte Bekanntschaft erneuert habe.

Der Aheber hob ihn mit einem mißtrauischen Blick. Er konnte augenblicklich mehr von der Welt als Mona und schien diese frühere Bekanntschaft keineswegs mit günstigen Augen zu betrachten. „Ich erinnere mich“, sagte er kalt, „wir begegneten uns schon einmal auf den Weisen. Sie erkannten aber damals meine Braut nicht“, setzte er trocken hinzu.

Wenigstens war ich meiner Sache nicht ganz sicher, da fast jedes Jahre nach unserer Begegnung auf dieser Insel dahingegangen, und Ihr Fräulein Braut damals noch ein kaltes Kind war“, parierte der Graf mit der ruhigen Sicherheit des vornehmen Mannes diesen indirekten Angriff.

„Aber, von jener Zeit her kennen Sie Mona?“ rief der Aheber mit einem rauhen Blick nach ihr hin, welche während dieser Unterhaltung unausgesetzt die Farbe gewechselt und jetzt so weiß wie das Kleid ansah, das ihre zarte Gestalt umhüllte.

„Ja, von jener Zeit her“, bestätigte Graf Fabrice mit einem offenen Blick seiner dunklen Augen. „Wir waren damals wie zwei gute Kameraden, nicht wahr, Fräulein Mona?“ Seine überlegene Ruhe und Sicherheit bekundeten und entzweiten des Ahebers Mißtrauen.

„Wie ein guter Kamerad waren Sie meinem armen Strandgut?“ fragte er mit seinem breiten, gutmütigen Lächeln, das zu seinem Gesichte viel besser als die argwohnliche Miene paßte. „Nun freilich, seitdem hat sich Mona etwas verändert, leider ihre Geliebtheit nicht zum Besten“, und er sagte dabei mit derber Vertraulichkeit seine junge Braut unter das Arm. „Du fühlst auch heute wieder wie ein weiches Seegras aus, kleine“, setzte er hinzu. Die heimliche Selbst, von der ich für Dich nur so viel Gutes verprophe, ist die erwartete Wirkung nicht aus.“

„Sie wird sich schon noch einstellen“, beruhigte ihn Mona lebhaft. „Die Jahre haben die überhaupt nie.“

„Das ist wahr“, stimmte ihr Graf Fabrice bei. „Vielleicht erinnert sich Fräulein Mona, wie ich sie oft scherzweise die kleine, weiche Wimper genannt.“

Ob sie sich daran erinnerte? Sie lächelte zustimmend und dachte, daß diese Worte nicht die einzigen geblieben, die ihr Gedächtnis bewahrt hatte.

Mona trennte sich jetzt. Graf Fabrice verabschiedete sich etwas eilig, weil ihm seine Verabredung mit Campella einfiel. Der alte Janus, welcher in einiger Entfernung über die Dünen schritt, sah zu seinem nicht geringen Erstaunen, wie sich der Aheber mit dem Grafen die Hand schüttelte, als er sich von ihm und seiner Braut mit der Zujahe empfahl, sie bald in ihrer Villa aufzusuchen.

Graf Fabrice ließ es auch nicht bei dieser Zujaherung bewenden, er machte wirklich in aller Form bei dem Aheber Besuch. Nicht allein die Geschnitten, nein, die ganze Bade-gesellschaft war in heller Verwunderung darüber, noch mehr aber, als man ihn von nun an in ihrer Gesellschaft fast täglich sah.

Man hätte sich darüber weniger gewundert, besonders nicht die Geschnitten, gegen welche er so unvorhersehbar seine freundschaftlichen Anklagen über Badegesellschaften, die er nicht als „Gintagsclubs“ genannt, ausgesprochen — wenn der Legationsrat weniger vornehm und der Aheber weniger gewöhnlich angesehen. So pösten sie, wie die Chronik handhabende von S. ganz treffend bezeichnete, zu einander, wie der Aheber ganz arabischen Fieber. Und doch verstanden sich diese beiden äußerlich so grundverschiedenen Männer nach kurzer Bekanntschaft sehr gut und die Freundschaft war, wie die Badegesellschaft glaubte, weder von Seiten des Grafen Mittel zum Zweck, um den Galan der hübschen Braut zu spielen, noch wurde sie von dem Aheber aus Gintags, um sich ein Ansehen zu geben, geübt. Der Graf überließ einfach das hreffsichtige Wesen des Ahebers, weil er sehr bald den vortrefflichen Kern unter diesem eckigen, den Aheber beengte wiederum die vornehm, weltmännliche Sicherheit des Grafen nicht, weil er fühlte, daß sie mit seiner Gemüthung und Bildung im Einklange stand und er niemals verlegend zur Geltung brachte. Der Aheber hatte sich in seiner gradlinigen, schlichten Weise, sobald er sich Vertrauen zu des Grafen Ehrenhaftigkeit gefaßt, mit diesem über sein Verhältnis zur Strandwaise ausgesprochen. „Glauben Sie nicht“, sagte er bei der ersten Gelegenheit, „so sich beide allein befanden, daß ich nie zu eingebildeter Narr gewesen, annehmen, daß meine Braut aus purer Liebe eingewilligt, mein Weib zu werden. Ich ich damals das blutjunge, unerfahrenes Ding an einem Orte und in einer Gesellschaft traf, wo sie nicht hingehört, und ich mich ihrer Unwissenheit und Verlassenheit aus Menschlichkeit annehmen, gefand Mona, daß sie mit der Weisheit, den Tod zu suchen, die Insel verlassen und durch die Mannschaft eines Schonez, welche sie in stahue dahertreiben und uns Wasser spritzen lag, gerettet worden sei. Hartnäckig habe sie aber über sich alle Anstufung hinweg und gegeben, sie in Hamburg, wo sie sich einen Dienst suchen wollte, aus Land zu gehen. Das war auch geschehen, aber der Dienst hatte sich nachher weniger schnell als gewöhnliche Reutchen ge-

funben, welche, auf die Schönheit des Mädchens spekulierend, die Anglose in ihren Netzen zu fangen geseht. Nun, daß ich es kurz machte, ich sah das arme Ding, erbarnte mich über und brachte sie in Pension, um sie auf ihren Wunsch zur Verheiratung ausbilden zu lassen. Als ich dann nach Jahren von meiner letzten, großen Secreie zurückkehrte und sie so blaß wie ein Blatt, merkte ich wohl, daß das Vernein sie zu sehr anstrengt und daß sie der Freiheit bedürfte. Ich hätte sie nun zu mir nehmen und von ihr meinen Hausstand führen lassen können, aber erstens hätte das meine alte treue Wirtin gewaltig verdrossen und zweitens kannte ich die Welt genug, um mir zu sagen, daß so ein hübsches Mädchen wie Mona bei einem unverschämten Mann, wie selbst in meinen Jahren, nicht gut wirtschaften, noch als Flegelochter gelten kann, ohne nicht ins Gerode zu kommen. Dazu kam, daß ich Verwandte hatte, die sie ins Leben gerufen wegen der reichen Erbschaft aus meinem Hause verdrängt hätten und Alles, was ich für sie that, mit mißgünstigen, mißfälligen Augen ansahen.

Unter andere Leute wollte ich sie auch nicht gehen lassen, dazu schien sie mir zu gut; denn sie schante ans, als könnte ein rauhes Wort sie unnerren. So kam es, daß ich mir die Sache überlegte und es schließlich für das Beste hielt, wenn ich sie zu meinem Weibe machte. Da konnte ihr weder der Aheber Verwandten die Erbschaft, welche ich ihr zugestrichelt, streitig machen, noch sie mit bösen Nachreden kränken. Als ich ihr zuerst meinen Heirathsantrag machte, antwortete sie mir darauf nur mit Thränen. Nun, das ist Weiberrat und ich konnte warten, bis sie sich die Sache in aller Gelassenheit überlegte. Das that sie auch, und als ich sie nach einigen Tagen aus der Pension zu einer Spazierfahrt abholte, legte sie unterwegs ihre kleine Hand in die meine und sagte: „Ich will verzichten, Ihnen eine gute Frau zu werden.“ Ich erwiderte darauf, daß ich auch gar nicht mehr von ihr verlange, und so kam unsere Verlobung zu Stande. Nur trübselig aussehend wünschte ich sie zu haben, ehe ich sie heiratete“, schloß er mit einem Seufzer. „Aber alle Weisheit der Aerzte arbeitet sich bei ihr zu Schanden und kann ihr nicht helfen. Da kam ich auf den Gedanken, mit ihr in die alte Heimath zu reisen. Zwar hängt sie nicht sonderlich an der Insel und hat eine krankhafte Scheu, jeder Begegnung mit den früheren Bekannten auszuweichen und schüchtern sie auch Niemand in der Braut des reichen Ahebers“, setzte er mit einem leisen Anflug von Genugthuung hinzu, „zu erkennen. Da ich jedoch noch einen besonderen Zweck mit meinem Besuche habe, so muß ich schon hier noch eine Weile anschlafen.“

(Fortsetzung folgt.)

Deutscher Reichstag.

2. Sitzung. Nachm. 2 Uhr.

Am 27. Sitzung: von Marsfall, von Köller, Staatssekretär v. Buttkamer und Kommissarien.

Die erste Lesung des Dispositivgesetzes wegen Aufhebung des Dispositivgesetzes über den Reichsland wird fortgesetzt. Als Reichsland (Reichsland) werden die getrennte Darlegung des Staatsvertrages über die Reichsland des Reichslands in den Reichsland. Allerdings besteht allgemeines direktes und geheimes Wahlrecht zu den Bezirksräthen; aber der Landesausschuss kommt auf Grund eines Wahlsystems von indirekten Wahlen zu Stande und dem Zwecke auch seine Zustimmung an den Reichstag, die ganze Reichsland und territorialer Reichsland. Dieser Geist habe es fertig gebracht, daß die Reichslandräthe in öffentlichen Lokalen Versammlungen thun können: die Gegenstände müssen behandelt werden, daß ihnen das Recht aus dem Reichsland; die Gegenstände sind Schmeichele, und die Schritte (Schweigen). Das sind alles notwendige Vorbedingung. Nicht Verboten, sondern Zustimmung trifft der Reichstag dafür. Dieser Geist der Dispositiv hat Beurteilungen bis zu einem Jahr Gehalts für solche Leberthäter zur Folge, die die Marktlasse gelassen oder auch nur gestiftet haben. Die Schwärzerei von den widergenommenen Wählern ist eben nur eine Schwärzerei gewesen. Der Reichstag hat die Gegenstände zu erkennen, welche den französischen Nationalisten entweder den Weg ins Land wüßig beschreiben oder den längeren Aufenthalt durch weitestehende Aufenthaltsbeschränkungen erschweren. Sei es der Regierung mit ihren Erklärungen ernst, so werden die Antragsteller in der zweiten Lesung bezogen, daß der Dispositivgesetz nach nach Nachbarn gegenüber nur Anwendung gebracht werden kann. Die Zustimmung ist auch heute noch nicht weiter als 1885; was man erreicht habe, ist lediglich die politische Kirchhofstraße. An diesen Mißfolg sei die Herren von Buttkamer und von Köller mit ihrem Gehalts und Zwangsgeldern handhablich schuld. Das deutsche Reich steht auf dem rechten Fuße, wie vor 24 Jahren. Gefolge lassen sich nur erklären, daß Gebild, Miße, Angst und mit Hilfe der Reich. Auf diesem richtigen Wege sei es Frankreich gelungen, die Sympathien des Volk dauernd zu gewinnen. Herr von Köller beruft sich auf die öffentliche Meinung. Es gebe im Glas gar keine öffentliche Meinung (Redakteur Zustimmung links), es gebe nur eine Privatmeinung und von der habe Herr von Köller nicht erfahren, umal ja auch keine persönliche Art nicht geeignet war, zu intimen Grenzgerichten anzugehen. (Geheißt.) Minister v. Köller: Ich bin lange genug im Reichsland gewesen, um, wenn mir auch der Vordränger jedes Verhältnisses abgeprochen hat, doch ein gewisses Verständnis für die borthen Reichsland gewonnen zu haben. Wären diese Verhältnisse so und wäre das Land meine Heimath, ich hätte aus gewissen Rücksichten auf die Heimath nicht so über sie gesprochen. (Stürmische Unterbrechung links.) Meine Informationen sind ganz andere, wie die des Abg. Freiß, so ist ja wohl kein Name, aus Kolmar. Seine Ausführungen über die Dispositivgesetz haben mich aber keinen gefallen, bei der Sache, welche diese Abhandlung hat. Die einhelligigsten Finanzien sind die besten im ganzen Reichsland, das Land wird also sehr gut verwaltet. Über allen Beamten schwebt der Geist der Dispositiv, heißt es. Im Ganzen ist der Paragraph 3 oder 4 Mal angewendet worden. Während meiner langen Amtszeit habe ich erst nach 4 1/2 Jahren Gelegenheit gehabt, ihn mit einmal durchzuführen (Große Heiterkeit) nämlich als ich sich darum handelte, die schwebende demoralisirte „Gefährlichkeits-Vollstreckung“ terti zu schließen. (Wurde bei den Sozialdemokraten.) Die vier: Viro la Franco Viro la République! Derartige Irrthümer zu setzen, ist nicht unbedenklich für die Verfassung sollte man den Wählern dankbar sein. Unerreicht ist es, daß ein Abgeordneter in solchen Ausdrücken die Herr Freiß über das Parlament seiner Heimath spricht. Ja würde es etwas nicht sagen, selbst wenn es wahr wäre (Große Heiterkeit); aber es ist nicht wahr. Ich meine diese Parlamente in Deutschland; sechs werden nachgehender, rühmer und lebhaftester, als der Landesparlament ist fünfjähriger Landesparlament (Stürmische Heiterkeit) hatte ich mich berechtigt, das über zu erklären. Das soll Gegenstandes ist keineswegs politisch gleichgültig, es hat sogar den Charakter vor anderen

deutschen Stämmen, daß sie Standbildern, Herr. Straßener und Statuetten nicht sind. Es ist mir unverständlich, warum Herr Freiß empfindet den Weg der Schuld. Er meint, die Heiterkeit gehe vor, richtungslos, burokratisch vor. (Abg. Freiß: Ja wohl!) Es ist mein erstes Bedürfnis gewesen, jeden vorzunehmenden Ausdruck der Bureaucratie sofort totalhändig (Heiterkeit), und aus vielen Kreisen der Reichsland ist mir ausgedrückt, daß der Reichsland Beamten und Regierung als guter und normaler betrachtet wird. Unter 10 000 Wählern in Straßburg sind 5000 reitende, nationale Stimmen, 2000 sind katholische, die übrigen 3000 sind sozialdemokratische. (Abg. Debel: 6000!) Herr Debel wurde erst in der Reichsland gewählt. Die 6000 Stimmen, die er erhielt, sind doch nicht aus dem Sozialdemokraten; so viel finden Sie da nicht. Sie können die ganze Sache auf den Kopf stellen. Seine Wähler sind die Landwirthe, die sich liberal fühlen, die sich auch hier im Reichsland nicht scheuen, uns zuzurufen, daß sie gegen (Große Heiterkeit.) Die Heiterkeitungen müssen kein Lande nicht.

Abg. Prina zu Bosenlohe (Sohn des Reichstags, Vertreter von Bogenau-Berghausen): Herr Querber hat gestern behauptet, ich hätte in der Wahlkampagne gesagt, ich halte den Paragrafen für entbehrlich. Ich habe diese Heiterkeit nicht gethan, wohl aber habe ich eine Resolution der alten französischen Gesetze und die Durchführung in normale Bahnen in absehbarer Zeit für nicht denkbar gehalten. Aus meiner Kenntniss der Verhältnisse kann ich nur vollständig das Zeugnis beibringen, welches der Reichstagsleiter und der Staatssekretär der allfälligen Bevölkerung ausgesprochen haben.

Abg. Lenemann (fr. Abg.): Reichlich wird das Reichsland anders behandelt als das übrige Deutschland. Die Reichslandverwaltung nur vorübergehend sein; man glaube schon, in zwei oder drei Jahren zu normalen Zuständen zurückkehren zu können. Diese Reichsland freigeblene oder, welche den gegenwärtigen Zustand aufrecht erhalten und verwenden wollen. Schädlich ist für die Daltung nicht vornehmlich die Reichslandverwaltung, die sich gegen die Reichslandverwaltung zu sein; ist das ein Argument? Die Reichslandverwaltung von Wählern in einzelnen Landesverfassungen kann man doch nicht in Parallelen ziehen mit den Beamten, die in den Reichsland einem Privatmann übertragen sind, der doch nicht von Gottes Gnade ist. Die Anwendung einer Resolution der alten französischen Gesetze und die Durchführung in normale Bahnen in absehbarer Zeit für nicht denkbar gehalten. Aus meiner Kenntniss der Verhältnisse kann ich nur vollständig das Zeugnis beibringen, welches der Reichstagsleiter und der Staatssekretär der allfälligen Bevölkerung ausgesprochen haben.

Abg. Bismarck (Abg. Freiß, Reichstagsleiter) erklärt sich im Prinzip mit dem Abg. Freiß, für die Beilegung des Dispositivgesetzes einzuwirken, obgleich ihm das durch die parlamentarische Rede des Abg. Freiß sehr erschwert worden sei. Durch diese Rede und die getragenen Ausführungen des Reichstags Abgeordneten ist ein solches Bild von den Verhältnissen in den Reichsland gegeben worden. Die Reichslandverwaltung ist ein solches Bild von den Verhältnissen in den Reichsland gegeben worden. Die Reichslandverwaltung ist ein solches Bild von den Verhältnissen in den Reichsland gegeben worden. Die Reichslandverwaltung ist ein solches Bild von den Verhältnissen in den Reichsland gegeben worden.

Abg. Bismarck (fr. Abg.): Wenn der Dispositivparagraph nach der Meinung des Reichstags nicht nur durch die Reichslandverwaltung, sondern eine Art Warnungsbild oder Vorzeichen gegen fremde Chauvinistische Spoken ist, so fragt es sich, ob wir überhaupt einer solchen Vorzeichenbildung die A. Deputierte bedürfen. Es läge im Interesse der Stabilisirung der Reichsland in Gleichzeitigkeit durch Aufhebung des Dispositivgesetzes und der Reichslandverwaltung, die sich gegen die Reichslandverwaltung in der Lage ist, irgend welchen erheblichen Einfluß auf die Reichsland auszuüben.

Abg. von Marauarben (nl.): Die Regierung erklärt, wie bei früheren Verhandlungen, daß sie die Verantwortung mit Bezug auf die Aufhebung des Dispositivgesetzes gegenüber nicht tragen könne für die Aufhebung des Dispositivgesetzes.

Damit schließt die Debatte. Abg. Debel (Soz.) als Antragsteller sagt die Debatte zusammen und hebt hervor, daß alle einhelligig abgeordneten für die Aufhebung des Dispositivgesetzes eingetreten seien, auch Herr Freiß, der Reichstagsleiter, der Reichslandverwaltung, die sich gegen die Reichslandverwaltung in der Lage ist, irgend welchen erheblichen Einfluß auf die Reichsland auszuüben.

Die erste Lesung ist damit geschlossen. Nächste Sitzung: Freitag, Fortsetzung der Beratung der Gewerbeordnungs-Novelle.

Winterfahrplan.

Table with 2 columns: Abfahrt nach (Departure to) and Ankunft von (Arrival from). Rows list various destinations like Magdeburg, Leipzig, Erfurt, etc., with corresponding train numbers and times.



